✣ Kraft. ✣

Roman in zwei Bänden von Fritz Mauthner.

(24. Fortsetzung.)

Acht Tage lang erfuhr van Tenius immer dasselbe. Frau von Offendorff befinde sich wohl, habe aber immer noch nicht den Wunsch oder die Kraft, aufzustehen. Zwei Mal schickte sie, als sie erst die Besuchsstunde des Freundes kannte, Wölfi zu ihm hinunter. Der Knabe hatte Sorge um Mama und sprach sich darüber mit dem Onkel Rechtsanwalt freundschaftlich aus.

Wieder acht Tage später erfuhr van Tenius durch das Morgentelegramm des Dieners, die Frau Baronin sei heute um sechs Uhr aufgestanden und habe mit dem jungen Herrn Baron das Grab aufgesucht. Als van Tenius früher als sonst heraus kam, wurde er von der Stiftstante empfangen. Sie überreichte ihm einen Brief von Marianne.

„Eine merkwürdige Natur, unsere Anna Maria. Elastisch. Excellenz hat bei der Beerdigung gesagt, er begreife Offendorff nicht. Eine so schöne Frau zu verlassen. Und denken Sie nur, Herr Rechtsanwalt, ich reise mit! Wissen Sie, bei solchen Familienereignissen muß man seine Bequemlichkeit daran setzen. Wir reisen morgen früh. Nach der Schweiz natürlich. Denken Sie nur, ich habe die Schweiz noch nicht gesehen. Alle Welt fährt ja hin. Es ist gut für Anna Maria, daß ich mitfahre; sie weiß ja gar nicht Bescheid. Aber sie ist auch fügsam! Sie läßt mich ganz allein die Reiseroute machen."

Während die Tante dummes Zeug schwatzte, schien sie den Rechtsanwalt mit ihren klugen Augen durchdringen zu wollen.

Van Tenius empfahl sich, um in Ruhe seinen Brief lesen zu können. Marianne schrieb:

„Mein geliebter Freund! Als ich heute erwachte, konnte ich aufstehen, denken und schreiben. Ich habe an Dich gedacht, und ich schreibe Dir.

„Wir müssen uns auf einander verlassen können. Ich glaube nicht, daß ich etwas thun oder unterlassen kann, was Du nicht verstehst.

„Ich kann hier nicht bleiben. Der gute Sanitätsrath schickt mich weg. Aber so klug bin ich von selbst. Ich hoffe, ich werde bald genesen, wenn ich erst fort bin.

„Ich kann Dich nicht sehen! Jetzt nicht! Nicht wahr, Du verstehst mich, mein geliebtes Herz? Wir wollen kein Unrecht begehen. Der Leute wegen, das ist ja Unsinn. Aber auch der Leute wegen. Sein Andenken ist heilig. Ich könnte Dich jetzt nicht sehen. So drücke ich Dir denn die Hand und sage Dir Lebewohl und auf Wiedersehen.

„Werde nicht ungeduldig, wenn ich nicht gleich schreiben sollte. Ich kann das nicht vorher sagen. Wenn ich nach einem Brief von Dir verlange, werde ich Dir meine Adresse angeben.

„Und wenn ich genesen bin, so komme ich zu Dir zurück, oder rufe Dich zu mir. In der ersten Stunde, da ich genesen bin.

„Sei gut und behalte mich lieb!

„Ueber das, was in mir vorgeht, heute kein Wort. Du mußt ja Alles verstehen!

„Wölfi ist entzückend gut und rücksichtsvoll. Ich verdanke ihm viel, er scheint mir weit über sein Alter hinaus. Und dabei so vornehm und — wahrhaftig galant gegen mich. Er spricht oft von Dir.

„Lebewohl. Auf Wiedersehen!

„Daß ich Dein bin, weißt Du ja!

Deine

Marianne."

Van Tenius besorgte einen dichten Strauß von Veilchen und etwas Confekt. Er schickte das Packet an Frau von Offendorff und schrieb dazu:

„Mein geliebtes Herz! Schone Dich, genese und bleibe mir gut! Was immer Du beschlossen hast, sei sicher, mein Denken ist eins mit Deinem Denken.

„Und noch dies, damit Du um mich keine Sorge hast. Ich werde während Deiner Reise zu arbeiten haben. Um der Arbeit selbst willen, um Deinetwillen, aber auch weil ich wie Du etwas Schweres zu vergessen habe. Befreie Dich in den Alpen! Ich bin ein Mann und werde es hier fertig bringen. Grüße Wölfi und übergieb ihm von mir die Süßigkeiten. Ich möchte mir seine Freundschaft erhalten. Die Veilchen sind für Dich. Und wenn Du wieder fröhlich bist, so grüße die Tante.

„Nimm an, daß ich unaufhörlich auf Nachricht von Dir warte. Doch schreibe darum nicht früher, als bis Du Dich frei fühlst. Ich werde geduldig sein. Lebe wohl! Auf Wiedersehen, mein Weib!"

„Und daß ich Dein bin, weißt Du!"

Damit hatte van Tenius von Marianne Abschied genommen, machte keinen Versuch mehr, sie vor der Abreise noch zu sehen, und dachte an sie nur noch als an die ferne Geliebte. Ohne Ueberstürzung, aber mit festem Willen ging er wieder an seine Thätigkeit, die in den letzten Monaten doch nur ruckweise vorwärts gegangen war und die seit vierzehn Tagen völlig geruht hatte.

Ueber's Jahr, wenn der Jasmin wieder blüht, wird Marianne seine Frau werden.

Im Spätherbst wird sie von der Reise zurückkommen, etwas melancholisch noch und blaß, vielleicht auch leidend, aber endlich sein geworden, und dann wird die heimliche Brautzeit beginnen. Dann wird er anders als bisher, ernsthafter, herrischer, seine Zukunftspläne, die kleinen Erfolge und seine großen Studien vor ihr ausbreiten, und bis dahin möchte er wenigstens seine wissenschaftliche Arbeit vollenden.

Ein seltsames Brautgeschenk! Aber sie hat ihn lieb genug, um ihn zu verstehen. Er wird das Buch über das große Invalidenheer der Arbeit nicht dem Andenken Offendorff's widmen, aber es wird ihn und sie an den Todten erinnern, und so die anderen Erinnerungen tragen helfen. Und sollte es, wie doch möglich, ein hübscher wissenschaftlicher Erfolg werden, so wäre das gut. Zum ersten Male regte sich im Rechtsanwalt die Eitelkeit, der Baronin von Offendorff einen Namen zu schenken, der nicht geringer wäre als der ihre. Wenn es auch nur der Leute wegen geschähe; er hatte ihr doch auch die überflüssigen Blumen gesandt.

Und dann wollte er, bevor sie zurückkehrte, mit der anderen Sache fertig werden, mit dem Gespenst, dessen kalten Hauch er nicht mehr spüren wollte, wenn Marianne sein war.

Sechszehntes Kapitel.

Anfang Juni kam ein Brief aus Zürich. Von fremder Hand. Die Stiftstante!

Die Reisenden seien der kühlen Witterung wegen in der Ebene geblieben, die eigentliche Gebirgsfahrt habe man für besseres Wetter aufgeschoben. Frau von Offendorff sei munter und widme sich ganz dem süßen Wölfi, dessen Erziehung unter dem Hotelleben nicht leiden dürfe. Sie, die Stiftstante, sei eigentlich immer dagegen gewesen, Kinder in's Hotel zu nehmen, schon wegen der vielen Gänge bei Tisch, obgleich das berühmte Hotel Bauer wirklich, das müsse sie sagen, sehr viel leiste. Besonders die Früchte zum Nachtisch seien zu loben. Anna Maria lasse übrigens auf dem Zimmer servieren und sehr einfach, fast unter ihren Verhältnissen. Nun, der Herr Rechtsanwalt wisse die Adresse und sei höflichst gebeten, die und die Noten und die und die Zeichenhefte für Wölfi gegen gelegentliche Erstattung der Baarauslagen zu senden. Anna Maria beschäftige das Kind in wirklich lobenswerther Weise.

„Sie werden sich sagen, lieber Herr Rechtsanwalt, daß mein Neffe Richard der Nächste dazu wäre, so kleine Aufträge zu besorgen. Und ich meinte das auch. Anna Maria bestand aber darauf, ich solle mich an Sie wenden. Die Aermste mag wohl recht haben. Die Lieutenants sind eben ein anderer Menschenschlag, und Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit in so kleinen Geschäften nicht von ihnen zu verlangen. Schrecklich sind die Officiere in der Schweiz. Sie reden wahrhaftig platt! Denken Sie nur, lieber Herr Rechtsanwalt, Dialekt reden sie, und noch dazu den schweizer! Ich verstehe gar nicht, wie die Leute sich in dieser Sprache etwas befehlen lassen können.

„Aber ich schwatze und schwatze und habe doch nur einen Auftrag auszuführen gehabt.

„Zu Gegendiensten gerne bereit

Ihre

Mathilde Freiin von Offendorff."

Van Tenius besorgte Noten und Hefte und schickte sie mit ein paar freundlichen Worten an Wölfi's Adresse ab. Wenige Tage darauf kam ein Dankbrief des Knaben mit Grüßen von der lieben, lieben Mama.

Dann vergingen Wochen ohne jede Nachricht. Van Tenius hielt sich selbst im Zaum und ließ seine Gedanken selten nach der Schweiz hinüberschweifen. Nur des Abends ertappte er sich wohl darauf, daß er sich vorzustellen suchte, was Marianne in diesem Augenblicke trieb oder sprach oder wie sie blickte. Auch las er in seiner Zeitung immer die kurzen Berichte und Telegramme aus der Schweiz, und in der Witterungstafel verfolgte er die Temperatur der schweizerischen Stationen. Die politischen Aufregungen der Schweizer interessirten ihn freilich nicht. Wenn aber ein Eisenbahnunglück stattfand oder eine Lawine niedergegangen war, so machte er gar ein ernsthaftes Gesicht.

Gegen Mitte August kam ein Brief, dessen Adresse von Mariannens Hand geschrieben war. Van Tenius riß den Umschlag ab und las:

Ponteresina, Sonntag.

„Mein geliebter Freund! Ich bin froh, daß es mich treibt, Dir endlich zu schreiben. Ich widerstrebe nicht. Glaube mir, daß ich es bis heute nicht vermochte. Nun aber, hoffe ich, wird Alles bald gut werden.

„Wenn wir einander nicht gehörten, so fest und treu, wie ich es weiß und glaube, so hätte ich keinen so weiten Raum und keine so lange Zeit zwischen uns treten lassen dürfen. Weil wir einander haben, darum durfte ich's.

„Mein Herz, Du hast Recht, ich muß mich von etwas befreien. Du hast auch gewiß errathen, wovon und hast gütig gelogen, als Du mir schriebst, auf Dir laste etwas ebenso Schweres. Du hast aber nicht den Tod eines Menschen auf dem Gewissen. Du weißt ganz gut, daß es das ist. Was sie mir auch sagen, er hätte nicht so geendet, wenn ich in der letzten Stunde nicht so erbärmlich schwach gewesen wäre. Er hatte mir die Kraft zugetraut, und Du hast mir auch vertraut, als Du mich zu ihm führtest. Er würde noch leben, oder er wäre still hinübergegangen, wenn ich nicht so erbärmlich kindisch gewesen wäre. Das ist meine Schuld und noch weiß ich nicht, wie ich sie bezahlen soll. Aber ruhiger und klarer kann ich an all das denken und kann zugleich unserer Liebe vertrauen und kann Dir schon heute sagen, daß mich mein Schuldgefühl nicht von Dir trennen kann. Laß mir nur Zeit! Vertraue mir und meiner Liebe! Ich habe gegen den Todten keine höheren Pflichten als gegen die Lebendigen, gegen Dich und meinen süßen Wölfi, den prächtigen Jungen.

„Mittwoch.

„Verzeih, mein Herz, der Brief ist liegen geblieben. Wölfi hatte sich erkältet und ich war namenlos ängstlich. Es war Gott sei Dank nichts. Der Junge hat eine edle Natur. Der schleudert seine Krankheiten nur so von sich! Aber ich war doch zwei Tage unruhig und könnte jetzt meinen Brief nicht fortsetzen. Meine Gedanken sind noch bei dem Kind. Ich will das Blatt abschicken.

„Wir sind seit drei Wochen hier. Es ist gewaltig und wenn ich Abends allein die Wege hinauf- und hinabschreite und Deine Liebe wie ein treuer Schatten mich begleitet, dann möchte ich wohl mit Dir plaudern. Aber nicht wahr, Du kommst nicht, wenn ich Dich nicht rufe?

„Mein dunkles Kleid schützt mich vor lästigem Verkehr. Die Tante unterhält die Beziehungen zur Außenwelt. Du sollst nicht über sie lachen. Du verstehst diese Menschen nicht recht, die sich als Glieder einer alten Familie fühlen und sich ihr unterordnen. Du mit Deinem Glauben an Dein groß geschriebenes Ich kannst der Begründer einer solchen Familie werden. Weißt Du, mein Herz, ich denke in meiner Einsamkeit alle Deine Gespräche hin und her und da wende ich dann manchmal Deine Worte auf Dich selbst an. Du hast einmal gesagt, Du habest einen Haß gegen die Leute, die etwas von ihren Großeltern wissen, gegen die Urenkel, die sich etwas darauf einbilden, Urenkel zu sein. Siehst Du, Wölfi wird doch gewiß ein Mal das große Ich schreiben, wie Du und die Engländer, aber immer wird er sich als ein Offendorff fühlen.

„Mit dem Klavierunterricht geht es nicht recht vorwärts, aber im Zeichnen macht er reizende Fortschritte. Lebe wohl und auf Wiedersehen.

Deine Marianne."

Mehr als einmal wollte van Tenius zornig werden beim Lesen des Briefes. Dann las er aber doch glücklich zu Ende und küßte ganz herzhaft die Stelle der Unterschrift. Da hatte er sich gar nicht zu schämen.

Er antwortete sofort, aber ziemlich kurz. Er werde nicht kommen, so lange Marianne ihn nicht rufe, er könne aber über das Tiefste und Ernsteste nicht viel schreiben. Daß Marianne so tapfer an ihrer Befreiung arbeite, das sei gut und lieb. Sie solle ihm aber glauben, daß er Schwereres auf dem Gewissen habe, als ihre Gedankenschuld:

„Nimm nur ruhig an, ich hätte irgend einen Feind ganz brutal erschlagen, und Du wirst nicht allzu sehr irren. Glaube es von mir, aber denke nicht darüber nach. Ein ehrloses Verbrechen habe ich nicht begangen.

„Jawohl, es ist ein großer Gegensatz zwischen denen, die nur Enkel sein wollen, und denen, die Ahnherrn werden möchten. Ich habe aber keine so großen historischen Wünsche. Man muß nicht gleich Ahnherr sein, um sich glücklich zu fühlen. Wenn man nur den Anfang machen kann. Nicht wahr, Marianne, das darf ich sagen, wenn es auch vielleicht bei denen von Offendorff nicht gestattet wäre, so an seine Braut zu schreiben. Lebewohl und bleib mir gut! Und komm bald oder rufe mich."

Jetzt half ihm seine Arbeit weniger als bisher. Täglich erwartete er einen guten und glücklichen Brief Mariannens, täglich empfand er es wie eine Kränkung, wenn der Brief nicht kam; und die heißen Sommertage, die jetzt über Berlin lasteten, die Gerichtsferien, die ihm gestatteten, fortzugehen, nach der Schweiz, wenn er wollte, Alles schien der Geliebten Unrecht zu geben.

Van Tenius war nun bei der endgiltigen Ausarbeitung seines Buches und hatte auch mit der Verwaltung der Summe zu thun, die Offendorff ihm anvertraut hatte. Aber das Alles beschäftigte ihn nur so obenhin. Langsam sammelte sich auf dem Grunde seiner Gedanken ein leiser Groll gegen die Geliebte. Täglich hätte sie schreiben sollen. Wohl war er ihrer sicher, aber deshalb brauchte sie doch nicht zu verstummen.

(Fortsetzung folgt.)

— Die verliebte Gans. Frau A. (Sonntags, am Frühstückstisch): „Hier, Männchen—Gänseleber, Dein Lieblingsgericht! Dabei fällt mir ein: Jemand will ausgefunden haben, daß der Sitz der Liebe nicht das Herz, sondern die Leber sei." — Herr A. (ein Stück von der Riesenleber nehmend): „Herrgott, muß das aber eine verliebte Gans gewesen sein!"

Vorarlberg.

Bilder aus der Vergangenheit des herrlichen Landes.

Nicht nur hydrographisch und in gewissem Sinne auch orographisch bilden die beiden Talseiten von der Luziensteig und von Ragaz an abwärts bis zum Bodensee eine Einheit, sondern sie stimmten auch zu allen Zeiten der Geschichte etnographisch durchaus miteinander überein. Als diese Gegenden in die Geschichte eintraten, waren sie bewohnt vom Volk der Rätier, das noch vor Beginn der christlichen Zeitrechnung unter römische Herrschaft geriet und im Laufe der Zeit gründlich romanisiert wurde. In den Stürmen der Völkerwanderung gingen die anstoßenden Gebiete im Westen und Osten an germanische Stämme, die Alemannen und Bajuvaren, verloren; im Tale des Hochrheins bis hinunter an den See jedoch behauptete sich vorerst noch die rätoromanische Bevölkerung und der Name Rätien. Allerdings war in der untersten Talstufe der alteingesessene Bauernstand durch die Einfälle der Hunnen und anderer Barbarenvölker derart dezimiert worden, daß der Ostgotenkönig Theoderich es unternehmen konnte, hier die „von Schrecken betäubten" Ueberreste jenes Alemannenheeres, das 496 durch den Frankenkönig Chlodwig die furchtbare Niederlage bei Zülpich erlitten hatte, anzusiedeln. In der Folgezeit trafen da immer neue alemannische Ansiedler ein, die hier den gesuchten Baergrund fanden; die rätoromanische Bevölkerung aber wurde verdrängt oder absorviert. Da löste zu Anfang des 9. Jahrhunderts Kaiser Karl der Große diese unterste Talstufe bis hinauf an den Hirschensprung und nach Götzis vom Gau Rätien ab und bildete daraus den Rheingau. Dieser relativ kleine Gau wurde begrenzt im Westen durch die Appenzellerberge, im Osten durch die Wildnis des Bregenzer Waldes, im Norden durch den See und den Unterlauf der Bregenzer Ach. Wohl gleichzeitig erfolgte die Abtrennung dieses Gebietes vom Bistum Chur und Angliederung an die Diözese Konstanz. Hinter dem Hirschensprung und der Klause von Götzis begann Rätien; dort herrschte noch lange romanisches Wesen, in scharfem Gegensatz zum deutschen — ein Gegensatz, der in den Erzählungen des gallischen Chronisten Ekkehard (IV.) noch zum deutlichen Ausdruck kommt.

Nachdem das germanische Element in der untersten Talstufe zum endgültigen Siege gelangt war, setzte eine intensive, von den meist germanischen Feudalherren Rätiens begünstigte Einwanderung aus dem Unterland ins Oberland ein, und zwar zunächst nach „Unterrätien", d. h. in das Gebiet von Götzis und Oberriet bis an die Landquart und den Calanda. Diese kreuzte sich in der Folgezeit in wunderlicher Weise mit einer ebenfalls alemannischen Einwanderung von Westen her, aus dem Oberwallis. Im 13. und 14. Jahrhundert ließen sich die „freien Walser" scharenweise in den noch ausgedehnten Einöden Graubündens, des St. Galler Oberlandes und im Vorarlberg nieder. Die Namen „das große und das kleine Walsertal" in Vorarlberg erinnern noch an diese kolonisierenden Oberwalliser. Immer mehr wurde das romanische Wesen zurückgedrängt; gegen Ende des 16. Jahrhunderts war die Germanisation Unterrätiens in der Hauptsache zum Abschluß gelangt: das Volk dem Blute nach halb rätoromanisch, halb germanisch, der Sprache nach deutsch.

Während so die ethnographischen Verhältnisse auf beiden Seiten des Stromes sich ganz gleichförmig entwickelten, ging der politische Zusammenhang nach und nach in die Brüche. Aber diese Trennung ging nicht aus der Volksseele hervor, wie die Entzweiung zwischen den Schweizern und „Schwaben" zu Ende des 15. Jahrhunderts, die bekanntlich die leidenschaftlichsten Formen annahm und zum erbarmungslosen Wüten im Schwabenkrieg führte: sie war vielmehr das Ergebnis rein dynastischer Politik. Werfen wir einen Blick auf die politische Geschichte Vorarlbergs bis zum Abschluß dieser Entwicklung.

Zusammen mit den alemannischen Gauen kamen 920 auch der Rheingau und Rätien zum neu errichteten Herzogtum Alemannien, das später den Namen Schwaben erhielt. Und als mit der Festsetzung der Zähringer in unserm Land die deutschschweizerischen Gebiete vom Herzogtum Schwaben sich loszulösen begannen, verblieben Rätien und der Rheingau bei diesem staatlichen Gebilde, bis dasselbe, immer schwächer und schwächer werdend, mit dem Tode des letzten Hohenstaufen 1268 tatsächlich zu existieren aufhörte. —

Wie das Herzogtum selbst, zersplitterten auch die Gaue, die dasselbe bildeten, in immer mehr und deshalb auch immer kleiner werdende Stücke. Die Grafenfamilie der Udalrichinger, die jahrhundertelang die Gaue an der Ostmark unseres Landes inne hatte (wenn auch nicht ohne Unterbruch), ließ sich in Bregenz nieder und nannte sich „Grafen von Bregenz". Im Jahre 1157 starb sie in männlicher Linie aus; die „Erbtochter" vermählte sich mit dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen, dessen gleichnamiger jüngerer Sohn das mütterliche Erbe übernahm und sich nach einer Burg bei Rankwil „Graf von Montfort" nannte. Sein Besitztum umfaßte damals noch ganz Vorarlberg, sowie Werdenberg und das Sarganserland; die linksrheinischen Gebiete unterhalb dem Hirschensprung hingegen waren durch gewisse königliche Verfügungen der Dynastie größtenteils entfremdet worden.

Schon in der zweiten Generation spaltete sich die neue Grafenfamilie in zwei Linien, von denen die ältere den Namen „Werdenberg" annahm und sich hauptsächlich im oberen Teile des genannten Gebietes festsetzte, während die jüngere Linie den Namen „Monfort" weiterführte und das untere Vorarlberg beherrschte. Die Gebiete beider Linien, durch die Auflösung des Herzogtums Schwaben reichsunmittelbar geworden, zersplitterten wieder infolge häufiger Erbteilungen in zahlreiche Herrschaften. Mitten in diesen gräflichen Landen hatten sich zwei freie Familien emporgearbeitet und eigene, unabhängige Stätchen gebildet: die Freiherren von Hohenems auf der rechten und die Freiherren von Hohensax auf der linken Talseite.

Die „freien Walser", die sich so zahlreich in den Gebieten der Grafen von Montfort und Werdenberg niederließen (in Vorarlberg, nicht etwa blos in den beiden „Walsertälern"), brachten ein freiheitlich demokratisches Element in diese feudalen Verhältnisse. So bildeten sich seit Ende der Montforter Zeit die vorarlbergischen Stände aus, kein Adeliger und kein Geistlicher darunter, sondern die Städte, Gerichte und Talschaften, vertreten durch ihre Stadtammänner, Landammänner und Ammänner. Schon 1391 schlossen die meisten derselben eine Eidgenossenschaft zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Lande. Das war beim Beginn der Herrschaft der Habsburger.

Nachdem nämlich die Grafen von Werdenberg durch königliche Huld auch noch in den Besitz der Herrschaft Rheintal mit Altstätten und der Vogtei Rheineck gelangt waren, begannen die selbstmörderischen „Erbfolgekriege" unter den einzelnen Gliedern der Familie, die es dem im Osten und Westen lauernden Feinde, dem Hause Habsburg-Oesterreich, ermöglichten, im Lande zwischen den Appenzellerbergen und dem Arlberg festen Fuß zu fassen. Seitdem die Herzöge auch noch in den Besitz des Tirols gelangt waren (1363), verfolgten sie mit unbeugsamer Konsequenz das Ziel, Vorarlberg und das Rheintal zu erwerben und die Abtei St. Gallen von sich abhängig zu machen, um so eine Brücke zu schlagen zwischen dem alten Hausbesitz im Westen und dem viel ausgedehnteren Besitz im Osten. Teils durch Ankauf, teils durch Eroberung, in kluger Ausnützung der Schwäche und Uneinigkeit der Werdenberger und Montforter Grafen, erwarb Oesterreich Stück um Stück der begehrten Gebiete. Einen Unterbruch in dieser „Durchdringung" führten zuerst die Appenzeller Kriege herbei, als die Appenzeller nach der Schlacht am Stoß 1405 alle die Feudalherren links und rechts des Rheins verjagten und hierauf den großen Volksbund „ob dem See" bildeten, der allerdings schon 1408 wieder zusammenbrach, sodann die Wirren während des Konstanzer Konzils, durch die der letzte Graf von Toggenburg in den Besitz der bereits österreichisch gewordenen Grafschaft Feldkirch gelangte und diese auch behauptete bis zu seinem Tode 1436. Dann setzte der österreichische „Imperialismus" von neuem ein. Aber allmählich mit veränderten beschränkteren Zielen! Im 15. Jahrhundert verlor das Haus Habsburg-Oesterreich seine letzten Besitzungen im Gebiet der heutigen Schweiz — das Fricktal und Kleinigkeiten in Graubünden ausgenommen —; zudem setzten sich die Eidgenossen am linken Ufer des St. Galler Rheins fest; so mußten die österreichischen Erwerbungen am rechten Ufer des Rheines Halt machen! In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelangte die Erwerbung Vorarlbergs durch Oesterreich in der Hauptsache zum Abschluß. Als unabhängige Herrschaften behaupteten sich da blos noch Hohenems, das aber 1765 ebenfalls an Oesterreich überging, Blumenegg (1804 österreichisch) und die Grafschaft Vaduz samt Schellenberg, seit 1719 Fürstentum Liechtenstein. Im übrigen war Vorarlberg ein Bestandteil der österreichisch-ungarischen Monarchie geworden; seine Geschichte bildet einen kleinen Bruchteil der Geschichte des Habsburgerreiches. Aber eine Eigentümlichkeit möge hier noch hervorgehoben werden, durch welche das politische Leben Vorarlbergs sich von dem der übrigen Monarchie scharf abhob: Vorarlberg wurde das adelsärmste Land; die Vorarlberger haben mit diesem Stand gründlicher aufgeräumt als selbst die benachbarten republikanischen Schweizer.

Hermann Sander sagt in dem Prachtwerke „Die österreichisch-ungarische Monarchie" (Band „Tirol und Vorarlberg", S. 355 ff., Wien, 1893): „Im Osten hielt eine hohe Gebirgsmauer von jeher die Einwirkung tirolischer Art fern. Auf den alten Landtagen gab es von jeher nur Bürger und Bauern. Dieser Umstand, reichlich zugemessene Freiheiten, die Möglichkeit einer selbständigen Ausgestaltung der kleinen Gemeinwesen und die Nachbarschaft vieler Reichsstädte, der helvetischen Orte Appenzell und Bünden verliehen dem Vorarlberger Selbstbewußtsein, das er bis heute bewahrt hat. Nehmen wir noch die fortschrittlich betriebene Landwirtschaft und die mächtig heranwachsende Industrie, so erklärt es sich, daß das Ländchen schon auf manchen aufmerksamen Beobachter fast den Eindruck eines Kantons der Schweiz machte."

Im Allianzvertrage zwischen der französischen und der helvetischen Republik vom 19. August 1798 stellte Frankreich der Schweiz den Anschluß Vorarlbergs in Aussicht. Die Schweiz gab dieser Anregung keine weitere Folge.

Küchengeschichte.

Historisches über Pflege und Verwendung der Gemüse.

All unsere Küchengewächse, wie man früher die gemeiniglich in der Küche verwendeten Kräuter benannte, blicken auf eine uralte Vergangenheit zurück, auf einen in die Vor- und Frühzeit der Geschichte zurückreichenden Ursprung, von dem sich der wohl nichts träumen läßt, der sie behaglich verspeist. Wie Ludwig Reinhardt in seiner vor kurzem erschienenen Kulturgeschichte der Nutzpflanzen berichtet, sind die ältesten in Europa kultivierten Gemüse schon vor 4000 Jahren bei den Schweizer Pfahlbauern der späten Steinzeit gefunden worden, Samen von Erbsen, Mohrrüben und Pastinak wiesen darauf hin, daß auch diese prähistorischen Menschen schon für eine Abwechslung ihrer Tafel sorgten. In der Bronzezeit tritt dann die Linse auf und später die Saubohne. Die feineren Gemüsearten sind allerdings erst von den Römern eingeführt worden, die bereits vorhandenen erhielten durch die hochentwickelte Gartenkunst der lateinischen Eroberer eine besondere Pflege und Verbesserung. Wenn z. B. Plinius berichtet, daß sich der Kaiser Tiberius die Mohrrüben für seine Tafel alljährlich aus Germanien kommen ließ, und daß der Rettich bei den Germanen die Größe neugeborener Kinder erreichte, so ist daher nicht an Pflanzen zu denken, die die Deutschen selbst kultiviert hätten, sondern es sind eingeführte, römische Sorten, die in den großen Militärkolonien am Rhein gezogen wurden.

Die Germanen, die ja früher hauptsächlich der Fleischnahrung gehuldigt hatten, gewöhnten sich nur langsam an die vegetarische Kost; Karl der Große z. B. empfahl die Mohrrübe seinen Franken angelegentlich zur Kultur und ließ sie selbst auf seinen Gütern bauen. Die Pflege und Verwendung der Gemüse, deren wir uns heute erfreuen, haben die Deutschen von den Mönchen gelernt, die sich mit dem Fisch als Fastenspeise nicht begnügen mochten und daher ihre Fastenmenus durch köstliche Kohlgerichte mancherlei feine Salatarten usw. reichhaltiger gestalteten. Der heute so beliebte Kopfsalat z. B., d. h. der Genuß roher Blätter, die mit Oel und Gewürzen angemacht sind, ist zuerst in italienischen Klöstern aufgekommen, von dort nach den deutschen Niederlassungen weitergewandert und so allmählich ins Volk gedrungen. Es ist nicht zufällig, daß in den ersten großen Gemüsestädten des Mittelalters, in denen eine umfangreiche Kultur der Küchengewächse sich entfaltete, bedeutende Klosteransiedlungen waren, so in Bamberg, Würzburg, Mainz, Erfurt.

Betrachten wir nun die Geschichte einiger für uns jetzt besonders interessanter Gemüsearten, so finden wir den Spargel schon auf altägyptischen Zeichnungen, hören davon, daß in Griechenland Spargelsprossen als Amulette getragen wurden und erfahren in der Schrift des älteren Cato über den Landbau um 200 v. Chr. Genaueres über seinen Anbau und die sorgfältige Pflege, die ihm besonders die Griechen Unteritaliens zuteil werden ließen, die sehr wohl wußten, was gut schmeckt. Auch die Römer wußten in der Kaiserzeit den Spargel zu schätzen; auf den delikaten Stilleben, durch die der Römer in seinem Speisesaal sich den Appetit anregte, und die wir auf pompejanischen Wandgemälden wiedergefunden haben, waren Spargel mit Zwiebeln, Rettichen, Rüben und einer Art kleiner Kürbisse zu appetitlichen Bündeln zusammengelegt. Die Deutschen haben sich schwer zu dem Genuß der saftigen Stangen entschließen können. So nennt der deutsche Geistliche Hieronymus Bock in seinem 1539 erschienenen New Kräutterbuch den Spargel einen gemeinen Salat der Walen und Hispanier, der nunmehr auch, wie andere Leckerbißereien ins Deutschland kommen ist, ein lieblich Speise für die Leckermäuler. Im 17. Jahrhundert schrieb man dann dem Spargel besondere Heilkräfte zu, aber erst viel später, erst im 19. Jahrhundert, hat dies Gemüse in weiteren Kreisen Verbreitung gefunden.

Eine uralte Pflanze, die sich ebenfalls erst spät als feines Gemüse eingebürgert hat, ist die Artichoke; sie wurde schon im alten Aegypten häufig angepflanzt und findet sich an den Wänden der Grabkammern vielfach abgebildet. Sie wurde dann eine besondere Delikatesse der Römer; für ihre Zubereitung gab der Feinschmecker Apicius, der Verfasser eines berühmten Kochbuches, so viele Rezepte an, daß er damit den Unwillen seiner Zeitgenossen hervorrief. Die Sarazenen brachten die Artichoke nach Sizilien und Spanien, von wo sie in der Renaissance nach Italien und Venedig, später nach Englaud und zuletzt nach Deutschland kam.

Ein Gemüse, das der europäischen Kultur ebenfalls durch die Araber vermittelt wurde, ist der Spinat. Die Griechen und die Römer scheinen ihn nicht gekannt zu haben; in Persien scheint aber seine Kultur unter dem Namen Isfany schon im Altertum aufgekommen zu sein, als Isfany wurde er nach Indien gebracht, als Isfanadsch zu den Arabern, die ihn zuerst nach Spanien brachten 1351 wird das Spinargium unter den Fastenspeisen der Mönche erwähnt. Aber auch im 16. Jahrhundert war der Spinat im übrigen Europa noch ein neues, wenig bekanntes Gemüse. Um diese Zeit war auch der Blumenkohl noch nicht nach Europa gekommen. Er wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts von der Levante nach Italien und von da anfangs des 17. Jahrhunderts nach dem Norden eingeführt.

Damit sind wir bei den Kohlarten angelangt, deren außerordentlich große Anzahl von Kulturformen, nämlich etwa 120, die Küche so mannigfach versorgt. Während die Aegypter den Kohl noch nicht erkannt haben, wurde er von den Griechen als wohlschmeckend und gesund sehr geschätzt. Der ältere Cato preist ihn geradezu als das allerbeste Gemüse, gleich gut im rohen und gekochten Zustande. In der Kaiserzeit galt es als ein bedrohliches Zeichen der beginnenden Dekadens, daß den jungen verweichlichten Herren der von den Vätern so leidenschaftlich gegessene Kohl nicht mehr schmecken wollte. Das ganze Mittelalter hindurch war der Kohl ein äußerst beliebtes Volksgericht, dessen Genuß in der späteren Zeit ebenfalls als ein Beweis für ein einfach kräftiges Leben angesehen wurde. Ein Samländer, der die deutschen Ordensritter auf ihrer Burg zu Walga Kohl essen sah, riet seinen Landsleuten dringend ab, die Ritter anzugreifen, denn wer könne einem Volke widerstehen, das so genügsam sei, Gras zu essen. Einen besonderen Ruf als deutsche Nationalspeise genießt ja der konservierte Weißkohl als Sauerkraut. Die Alten hatten jedenfalls noch kein Sauerkraut, obwohl auch sie eine Art der Kohlkonservierung kannten, indem sie nach dem Bericht des Ackerbauschriftstellers Columella Kohlköpfe mit Salz bestreuten und mit Essig übergossen. Diese Form, den Kohl anzumachen, wurde von den Römern in den Klöstern des früheren Mittelalters übernommen, aber das Volk mochte sich nicht damit zu befreunden, sondern es übernahm die Sauerkrautbereitung von den Slawen, die noch heute die größten Sauerkrautesser sind. Den Ruhm, das Sauerkraut erfunden zu haben, müssen wir den Slawen überlassen.

Beim Dorfbader.

„Was für ein furchtbares Lärm war denn eben bei Ihnen?"

„Hab' der Huberbäuerin einen Zahn gezogen!"

„Unsinn: es waren mindestens zehn Personen!"

„Ganz recht; sie hatte ihre neun Kinder bei sich....die haben alle mitgeschrieen!"

— Billiges Vergnügen. „Wombat, Ihre Frau spricht ja davon, daß sie im kommenden Sommer nach Europa fährt."

„Nun, warum sollte sie auch nicht? Es kostet mich nicht mehr, ob sie über die Reise nach Europa oder über die nach Hornet Crossroads redet. Und nach Hornet Crossroads gehe wir."

— Heimgezahlt. „Die Steno graphin, die Sie mir sandten, weiß auch nicht das Geringste von Rechtschreibung."

„Ich weiß das," entgegnete Inhaber der Handelsschule für „aber aus der Art, wie Sie sein Zeit mit mir sprachen, glaubte entnehmen zu dürfen, daß Sie selbst auch nichts davon verstehen, und versuchte ich es eben."